

Claudia Maria Neesen

Gabriel Bucelin OSB (1599–1681).

Leben und historiographisches

Werk. (Stuttgarter historische

Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte, Band 3).

Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2003.

470 Seiten. Broschiert € 59,-.

ISBN 3-7995-5553-6

Der Weingartener Mönch Gabriel Bucelin war zweifelsohne einer der bedeutendsten Benediktinermönche des deutschen Südwestens. Mit seinen historischen und genealogischen Publikationen wirkte der gelehrte Theologe weit über die klösterliche Welt der Barockzeit hinaus. So war sein zwischen 1655 und 1678 erschienenes vierbändiges Werk *Germania Topo-chrono-stemmato-graphica sacra et profana*, das seine genealogischen Forschungen in grafischer Darstellungsform wiedergibt, wegen seiner zahlreichen Stammtafeln und Ahnenproben vor allem in Adelskreisen weit verbreitet.

In ihrer an der Universität Stuttgart von Professor Franz Quarthal betreuten Dissertation verfolgt die Autorin zunächst die Biografie des gelehrten Mönchs, wobei es ihr mittels bisher unbekannter archivalischer Quellen gelingt, zahlreiche neue biografische Fakten und Daten aufzudecken. Deutlich werden dabei nicht nur die Lebensstationen des 1599 im Schweizer Thurgau geborenen, 1612 als Schüler nach Weingarten gekommenen Bucelins, – etwa sein Studium an der Jesuitenuniversität Dillingen, sein Wirken als Sekretär der Schwäbischen Benediktinerkongregation oder seine Tätigkeit als Prior in Feldkirch –, sondern auch das große, weit verzweigte Beziehungsgeflecht, aus dem er immer wieder Anregungen erhielt, sich neue Informationen und neues Wissen verschaffte. Minutiös zeichnet die Autorin die vielen, in klösterlichem Auftrag durchgeführten Reisen nach, etwa durch die Schweiz, nach Frankreich, Italien, zu befreundeten Klöstern, zum Reichstag nach Regensburg und immer wieder nach Wien, die Bucelin natürlich auch für seine historisch-genealogischen Studien nutzte, die es ihm zudem stets ermöglichten, neue Kon-

takte zu knüpfen. Und dass er diese Kontakte auch weiterhin pflegte, beweist seine viele hundert Briefe umfassende Korrespondenz.

Im zweiten Teil ihrer Dissertation untersucht und analysiert Claudia Maria Neesen das umfangreiche, vom «Abschreibehunger» geformte historiographische Oeuvre Bucelins. Dabei arbeitet sie die zentralen Koordinaten des klerikalen Geschichts- und Weltbildes Bucelins aus dem von *Genealogie, Chronologie und barockem Frömmigkeitsdenken* geprägten Werk im Spannungsbogen von *Späthumanismus und beginnender Frühaufklärung* heraus. Sie beschreibt, wie Bucelin als *typischer Vielschreiber der Barockzeit*, traditioneller Methode und Geschichtsauffassung verhaftet, fleißig schriftliche, gedruckte und mündliche Informationen zusammentrug, sich diese notierte, aneinander reihte und publizierte, freilich ohne sie kritisch zu untersuchen.

Durch die Beschäftigung mit Bucelin kommt die Autorin zu Erkenntnissen und Aussagen, die weit über Person und Werk hinaus reichen, etwa über die Barockzeit allgemein, über das damalige monastische Leben, die barocke Geschichtswissenschaft, die Ziele klösterlicher Historiografie oder über die Lebens- und Wirkungsmöglichkeiten in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Überzeugend erhellt sie zudem *Funktionsweisen und Strukturen des wissenschaftlichen Lebens und des geistigen Austausches im katholischen Deutschen Reich der Barockzeit*, wie Franz Quarthal in seinem Geleitwort schreibt. Ein kommentiertes Verzeichnis der Druckwerke Bucelins, ein Quellen- und ein Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und ein Personenindex beschließen den überaus empfehlenswerten Band. *Wilfried Setzler*

Wolfram Hauer

Lokale Schulentwicklung und städtische Lebenswelt. Das Schulwesen in Tübingen von seinen Anfängen im Spätmittelalter bis 1806.

(Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 57). *Franz Steiner Verlag Stuttgart* 2003. XXVII, 653 Seiten. Kartoniert € 100,-.

ISBN 3-515-07777-4

Die Stadt Tübingen klagte schon früher gerne über die schweren Lasten, die von der Stadt wegen der Hohen Schule geschultert werden mussten. Wenn das Land aber Einschnitte am Etat der Universität vornehmen wollte, klagten die Bürger noch mehr. Jeder Rückschlag bei den Zahlen der Studierenden wurde als Verlust gebucht, denn schließlich lebten die Tübinger ja von ihren *Herren*. Eine überzeugende Gesamtrechnung über Gewinn und Verlust, die Tübingen durch seine Universität entstanden sind, liegt nicht vor und ist wohl auch nicht möglich. So bleibt immer nur die gleiche Möglichkeit, die Vor- und Nachteile aufzulisten und zu untersuchen. Ein großer Vorteil, den Tübingen durch seine Universität hat, sind die gründlichen Untersuchungen zu seiner Geschichte, die immer wieder als Dissertationen an verschiedenen Fakultäten entstehen. Die vorliegende Dissertation über das Tübinger Schulwesen von seinen Anfängen bis 1806 zeigt in doppelter Weise, wie die Existenz der Universität der Stadt Tübingen nützlich war und ist. Sie zeigt, wie ein *weiter geistig-kultureller Horizont* die frühneuzeitliche Stadt überspannte und damit auf eine Ebene mit größeren Reichsstädten und Residenzen stellte. Der zweite Vorteil zeigt sich an der Untersuchung selbst. Sie umfasst nicht nur das gesamte Schulwesen von der Spitalschule bis zum Gymnasium, sondern auch den ungewöhnlichen Zeitraum von 500 Jahren. Dabei wird nicht nur ein souveräner Überblick geboten, sondern eine sehr gründliche Untersuchung bis ins Detail vorgelegt.

Die Tübinger Schulgeschichte beginnt früh, schon 1312 wird ein *schulmaister* für die Lateinschule genannt, überraschender ist aber die frühe Existenz einer deutschen Schule schon im 15. Jahrhundert. Die Tübinger Bürger schätzten die Möglichkeiten, die sich am Ort boten, und so ließen viele führende Familien ihre Kinder studieren. Ein gut entwickeltes Stipendienwesen sorgte dafür, dass die Zahl der einheimischen Studierenden über die Oberschicht hinaus überraschend hoch war. Es wurde auch Wert darauf gelegt, dass

wenigstens einer der vier Bürgermeister *litteratus* war. Die Sonntagschule seit 1559 und die Spitalschule sorgten dafür, dass auch die Kinder der Handwerker und der unteren Schichten Bildungsmöglichkeiten erhielten. So kam es schon im 17. Jahrhundert zu einem ausdifferenzierten Schulwesen.

Natürlich ist das nicht nur eine Geschichte der permanenten Verbesserungen. Klagen über unwillige Eltern und Kinder sowie schlechte Lehrer sind ebenso häufig wie die Bemühungen um ständige Reformen. Bei der Einführung neuer Lernmethoden war Tübingen zumeist früh im Lande dabei. So verbreitete Magnus Hesenthaler die Ideen von Comenius, und Carl August Zeller engagierte sich für die Einführung der Pestalozzischen Methode im Elementarschulbereich und in der beruflichen Bildung. Zeller war zunächst auf starken Widerstand der Eltern gestoßen, die dann auch dafür sorgten, dass sein Schulversuch nach seinem baldigen Weggang von Tübingen nicht mehr weitergeführt wurde.

Eine Besonderheit Tübingens, die mit der Anwesenheit der Professoren zusammenhing, war die frühe Mädchenschulbildung, die mit dem Bau eines Mädchenschulhauses schon 1596 eine besondere Anerkennung erfuhr. Auch die Entwicklung des höheren Bildungswesens für Mädchen war eine Spezialität Tübingens.

Interessant ist, dass die Stadtbürger am Ende des 18. Jahrhunderts die Einführung einer Realschule zunächst ablehnten; sie wollen zunächst nicht, dass ihre Söhne von der Lateinschule abgeschottet werden und sich diese in eine Gelehrtenschule verwandeln sollte. Der Magistrat, der selbst vorwiegend aus ehemaligen Lateinschülern bestand, verhinderte eine entsprechende Reform. Also wurde erst im 19. Jahrhundert die Realschule zur Bürgerschule.

Es können hier nicht alle Ergebnisse zusammengefasst werden. Das vielleicht wichtigste Ergebnis ist, dass Tübingen schon zwischen 1600 und 1700 ein überraschend dichtes Schulwesen besaß und dass die Universität sehr stark auf die Bildungsvorstellungen der Stadtbürger abgefärbt hat.

Die Untersuchung von Wolfram Hauer mit einem ausführlichen Anhang ist eine wahre Fundgrube an Informationen, ohne im Positivismus zu erstarren. Er zeigt, dass das Bildungswesen ganz wesentlich das städtische Selbstverständnis prägt. Dem Schulwesen als sozialer Aufgabe kommt für die urbane Ideologie eine ähnliche Bedeutung zu wie dem Armen- und Gesundheitswesen. Daran hat sich also heute nicht sehr viel geändert oder anders: Auch in früheren Zeiten haben die Stadtväter viel Geld für diese Aufgaben ausgeben müssen. Sie haben damit die Chancen ihrer Kinder ganz wesentlich erhöht. Bildung und Urbanität gehören wesentlich zusammen.

Hans-Otto Binder

Walther-Gerd Fleck

Die Württembergischen Herzogschlösser der Renaissance.

Band 1: Text, 148 Seiten. Band 2: Bilder und Pläne, 502 Abbildungen auf 191 Seiten (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe A, Band 8). Braubach 2003. Dt. Burgenvereinigung. € 75,-. ISBN 3-927558-19-2

Schlossbauten in Altwürttemberg, zwischen Neuenstadt am Kocher und Tuttlingen, zwischen Freudenstadt und Heidenheim sowie im Elsaß (Horb) und in der Grafschaft Mömpelgard/Montbéliard, sind in eindeutiger Mehrheit im Stil der Renaissance erbaut. Doch die prachtvollen Barockschlösser von Ludwigsburg, Stuttgart (Neues Schloss) und Solitude verstellen den Blick auf diese wahrheitsgemäße Feststellung. Der anerkannte Bauhistoriker Walther-Gerd Fleck, der sich seit seiner Promotion 1952 in Tübingen über «Schloss Weikersheim und die hohelohischen Schlösser der Renaissance» intensiv mit den Herrschaftsbauten im Land beschäftigt, versucht in seinem neuesten Werk, wieder den Blickwinkel auf die Zeit vor dem Barock zu erweitern.

Fünf Herzöge regierten von 1503 bis 1628 in Württemberg, und in dieser Zeitspanne wurden regelmäßige Schlossbauten in der Formensprache

der Renaissance errichtet: von Herzog Ulrich über Herzog Christoph (1550–1568), über Ludwig und Friedrich I. (1593–1608) bis hin zu Johann Friedrich. Wobei sich von Anfang an repräsentative Komplexe wie Stuttgart, Böblingen oder Nürtingen nicht trennen lassen von Festungsschlössern wie Hohentübingen, Hellenstein über Heidenheim, Hohenneuffen, Hohenurach und Hohentwiel oder Schornsdorf, wo das Schloss als Reduit der Landesfestung diente.

Die umfangreichste Bautätigkeit ist unter Herzog Christoph zu registrieren, der an den genannten Plätzen weiterbauen ließ und noch Hohenasperg, Kaltenstein über Vaihingen/Enz und Grafeneck anfügte, weiterhin Göppingen, Pfullingen, Neuenbürg, Brackenheim, Leonberg, Neuenstadt und Einsiedeln bei Tübingen. Jetzt treten mit Aberlin Tretsch und Blasius Berwart, um nur zwei zu nennen, auch formende Baumeister hervor. Herzog Christoph verfolgte damit eindeutig die staatspolitische Absicht, den Rang und die Geltung des Hauses Württemberg zur Schau zu stellen, Symbole seiner Herrschaft zu schaffen, wie Werner Fleischhauer feststellte, als 1971 sein Standardwerk *Renaissance im Herzogtum Württemberg* erschien.

Herzog Ludwig vollendete mit Georg Beer seinen Stuttgarter Hauptsitz, baute in Tübingen das collegium illustre, das heutige Wilhelmsstift, in Hirsau und in Mömpelgard. Herzog Friedrich hatte den hochbegabten und rastlos tätigen Heinrich Schickhardt als Baumeister zur Hand, der in Mömpelgard baute, aber auch in Leonberg und Neuenstadt sowie bei den Festungen Hohentübingen und Hellenstein. Schickhardts Entwürfe für Calw und Freudenstadt wurden nicht ausgeführt; in Freudenstadt hätte diagonal zu den Häuserfronten am weiten Marktplatz ein Schlossgeviert mit rechteckigen Ecktürmen sich erheben sollen.

Walther-Gerd Fleck hat für alle herrschaftlichen Bauten in den Archiven und in der Literatur gesucht und gesichtet und viele der noch stehenden Gebäude vermessen und aufgenommen. Seine gut lesbaren Baugeschichten sind in die Landes-